

Mein Orangensohn



Kenia, Dezember 2006

„Jambo Mama, how are you?“ (Suaheli/Englisch: Hallo Frau, wie geht es Ihnen?), hörte ich eine junge Stimme am Eingangstor.

Da jede Stunde entweder Fischer, Obsthändler oder fliegende Händler ihre Ware an frisch angekommene „mzungus“ (Suaheli: Weiße) verkaufen wollten und man den ganzen Tag keine Ruhe fand, antwortete ich prompt: „Wir brauchen nichts“, und ging weg.

Eine Stunde später saß der wohl 13-jährige Junge noch immer vor unserem Tor auf dem Boden. Ich ging hinaus und wollte ihn wegschicken, kam aber gar nicht dazu, etwas zu sagen. Ein müdes Gesicht, schmutzige zerrissene Kleider, wundete Füße – und diese flehenden überängstlichen Augen. „Mama, kauf bitte meine Orangen. Wenn ich heute nichts verkaufe, hat meine Familie nichts zu essen. Ich habe noch vier kleine Geschwister, mein Vater ist krank und wird nie mehr arbeiten können und meine Mutter hat auch keine Arbeit. Mama, bitte, kauf meine Orangen. Ich habe heute noch keine einzige verkauft. Bitte, Mama.“ Wir

brauchten wirklich keine Orangen. Und solche Geschichten hört man in Kenia jeden Tag. Diese Lebensdramen stimmen auch – größtenteils, zum Teil werden sie ausgedacht.

Aber diese verzweifelten Augen hier, sie logen nicht. Der Junge bettelte nicht, er wollte nur seine Orangen verkaufen, um Reis für die Familie kaufen zu können.

Ich brachte es nicht übers Herz ihn wegzuschicken und kaufte zehn Orangen.

„Mama, wann brauchst du wieder Orangen? In einer Woche? Gut, ich bringe dir die schönsten Orangen. Ahsante (Suaheli: Danke), Mama, ahsante. Und diese große Orange bekommst du als Geschenk.“

Drei Tage später stand der Junge wieder da. Diesmal brachte er Mangos, Zitronen und eine Papaya. Da wir in Kenia kein Auto besaßen und alle Lebensmittel mit dem Matatu (öffentliche, meist überfüllte Kleinbusse) sowie einem Fußmarsch von circa einem Kilometer bei Temperaturen von 32 Grad im Schatten nach Hause bringen mussten, war ich froh zum gleichen Preis wie auf dem Markt direkt vor der Haustür einkaufen zu können.

Aus den kurzen Unterhaltungen während des Einkaufens erfuhr ich einiges über den Jungen. Er heißt Laki, war ca. 13 Jahre alt – so genau wisse er es nicht –, wohnte in einem acht Kilometer entfernt gelegenen Dorf und war zurzeit der einzige Ernährer der Familie.

Eines Tages kam Laki ohne Früchte und zum ersten Mal sah ich den Jungen vor Freude strahlen – er wollte mir etwas zeigen. „Schau Mama, das ist mein Freund“, zeigte er in die Ecke.

Ich konnte im Schatten nichts erkennen und hörte nur ein Geräusch unter den frisch geschnittenen Palmenzweigen, die dort lagen. Dann sah ich einen Hamster.

„Ja, Mama, ich bin gekommen, um dir mein Tierchen zu zeigen. Ist es nicht süß? Du kannst es streicheln, es tut dir nichts.“ Acht Kilometer Fußmarsch, Kind, nur um deine Freude mit mir teilen zu können!

„Mama, kannst du mir vielleicht ein Glas Wasser geben?“

Ich brachte ihm eine Flasche Wasser und einige kleine Päckchen aus Deutschland mitgebrachter Gummibärchen. „Oh, da sind so viele“, strahlte er.